

Über neue biologische Deutungen der Homosexualität – Ein Rückschlag¹

Am Samstag den 24. Juni 2000 fand der jährlich auch in Berlin gefeierte Christopher Street Day statt. Am Montag darauf, dem 26. Juni, berichtete der Tagesspiegel, über diese Demonstration der Sichtbarkeit von Lesben und Schwulen. In derselben Ausgabe erscheint auf der Forschungsseite unter dem Titel »Das Human Genome Project geht durchs Ziel« ein euphorischer Beitrag über die goldenen Aussichten vom Nutzen der Entschlüsselung des menschlichen Erbgutes für die Früherkennung und Behandlung von sogenannten Erbkrankheiten für die gesamte Menschheit. Unmittelbar neben diesem Beitrag ist ein Artikel mit dem Titel »Ein Touch schwul macht cool – Warum sich die Anlage zur Homosexualität in der Bevölkerung hält« abgedruckt, in dem in peppigem Wissenschaftsjournalismus alte und neue genetische und soziobiologische Deutungen über die Ursachen der Homosexualität referiert werden. Ist dies Zufall? Dieser Beitrag dürfte angesichts der zwei Tage zuvor auf den Straßen Berlins zur Schau gestellten Buntheit gezielt plaziert sein. Die Buntheit wird in diesem Artikel unmittelbar in den Körpern und Genen der Lesben und Schwulen »verortet«, so als müsse sich die Gesellschaft zu diesem Anlaß wieder versichern, daß Schwul- und Lesbischsein nicht ansteckend ist, daß niemand lesbisch oder schwul werden kann, der es nicht schon von Geburt an ist. Das ist beispielgebend für eine neue Entwicklung in der biologischen Deutung der Homosexualität in den neunziger Jahren², die zwar fast ausschließlich in den USA stattfindet, deren wissenschaftliche Resonanz und Rezeption in der breiten Öffentlichkeit jedoch weltweit sind. Diese Entwicklung bezeichne ich als »Re-Biologisierung der Homosexualität«. Der gemeinsame Nenner, auf den diese Überlegungen, Ansätze und Arbeiten zu bringen sind, ist der unverbrüchliche Glaube an einen biologischen Ursprung der Homosexualität. Gleichwohl man von einem konsistenten wissenschaftlichen Ansatz nicht sprechen kann, liefern die einzelnen biologischen Disziplinen, die in einem ersten Abschnitt vorzustellen sind, solche einzelnen Bausteine, die sich zu einem Gesamtgebäude zusammenfügen. In einem zweiten Schritt möchte ich auf die Absichten und Intentionen eingehen, die mit den Untersuchungen verfolgt werden, sowie die wissenschaftlichen Konsequenzen und praktischen Folgen, die sich aus diesen Forschungen ergeben.

1. Re-Biologisierung der Homosexualität

Die Re-Biologisierung der Homosexualität findet heute in zahlreichen genetischen, anatomisch-physiologischen, verhaltens- und soziobiologischen Arbeiten ihren Ausdruck. Genetische Arbeiten sind in erster Linie der Suche nach den Ursachen in der Erbsubstanz gewidmet, wie die Studie von Dean Hamer (1993 u. 1994) und die Zwillingsstudie von Bailey und Pillard (1991). Beide Untersuchungen wurden auch in der Bundesrepublik Deutschland in der Tagespresse rezipiert. Anatomisch-physiologische Arbeiten hingegen suchen nach den körperlichen Wirkungen der Gene. Ein zentrales Vermittlungsglied zwischen Gen und Körper wird dabei in den vor- und nachgeburtlichen Wirkungen von Hormonen vermutet. Von spezifischen Über- bzw. Unterkonzentrationen der Geschlechtshormone wird angenommen, daß sie sich in der Entwicklung auf bestimmte Organstrukturen, wie die des Hirns, speziell des Hypothalamus im Zwischenhirn auswirken, wie Simon Le Vay (1996), ein amerikanischer Neuroanatom, zu belegen versuchte. Die Wirkungen dieser abweichenden Hormonkonzentrationen ließen sich auch an anderen Körperorganen und -teilen feststellen, wie z.B. dem Verhältnis der Fingerlängen, das bei Lesben und Schwulen ein besonderes Muster aufweise, so behauptet ein Forscherteam um Terrance Williams (1999). Auch die Muster der Fingerabdrücke homosexueller Frauen und Männer würden sich von denen Heterosexueller unterscheiden, wie Hall und Kimura (1994) meinen. Mit Methoden der Körpervermessung, also mit Bandmaß und Mikroskop, wurden Differenzen in den Körpern zwischen Homo- und Heterosexuellen immer wieder aufzuweisen versucht.

Im Ergebnis behaupten diese Ansätze genetisch bedingte körperliche Differenzen zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen, die durch Gene verursacht und durch Hormone vermittelt würden.

Soziobiologische Arbeiten, eine jüngere Richtung dieses biologischen Denkens, stellen einen weiteren Ansatz dar. Ausgehend auch hier von genetischen Ursachen der Homosexualität versuchten bereits in den 80er Jahren Soziobiologen wie James Weinrich reproduktive Strategien von Homosexuellen zu bestimmen, die einen Beitrag zur Verbreitung »ihrer« Gene leisten könnten. Als Begründung greifen diese Ansätze auf einen genetisch bedingten Altruismus, also eine Helferrolle Homosexueller beim Erziehen von Kindern Blutsverwandter, zurück. Homosexuelle, so die Vorstellung, würden, indem sie ihre Nichten oder Neffen, Cousins oder Cousinen materiell oder immateriell unterstützen, »zur Verbreitung« ihrer eigenen Gene beitragen. In der Konsequenz führen solche Annahmen dann zu den eingangs aus dem Tagesspiegel zitierten

Spekulationen: »Warum sich die Anlage zur Homosexualität in der Bevölkerung hält«.

Charakteristisch für diese Ansätze ist, daß Homosexualität auf die unhinterfragte Normative Heterosexualität, Reproduktion und Zweigeschlechtlichkeit bezogen wird; dies sind die allein gültigen Bezugsgrößen, anhand derer Homosexualität und Homosexuelle verglichen werden.

Ein weiteres ideologisch begründetes Normativ solcher biologisch orientierter Ansätze ist die Natürlichkeit. In verhaltensbiologisch geprägten Beobachtungen von Tieren wird eine Analogie zur Homosexualität des Menschen herzustellen versucht, wie beispielsweise in der Arbeit »Wider die Natur« von Volker Sommer (1990) oder der 1999 veröffentlichten Studie »Sexual Exuberance« von Bruce Bagemihl. Hier wird argumentiert, Homosexualität sei natürlich und nicht – wie von Moralthologen verschiedener Religionen behauptet – wider die Natur.

Viele in der Vergangenheit veröffentlichte Befunde über die biologischen Ursachen der Homosexualität und der körperlichen Unterschiede zwischen homosexuellen Frauen und Männern zu ihren heterosexuellen Pendants scheiterten an der Replizierbarkeit. Andere Studien wurden nach kurzer Zeit vergessen oder werden von immer neuen Untersuchungen abgelöst.

Ich komme zu der These, daß es in den biologisch orientierten Arbeiten über Homosexualität weniger um den Nachweis von Differenzen geht als darum, den Glauben an die biologischen Ursachen der Homosexualität immer wieder aufs neue zu bestärken.

2. *Die großen Versprechen der Re-Biologisierung*

Wissenschaftliche Forschung ist nicht zweckfrei, auch biomedizinische Forschung über Homosexualität nicht. Auch wenn sie heute nicht mehr – wie in der Vergangenheit – von der Suche nach einer Substanz angetrieben wird, mit der man Homosexuelle von ihrer Neigung kurieren könnte, lassen sich andere Gründe nennen, die die Forscher auf diesem Gebiet motivieren. Zur Identifikation dieser Gründe erscheint ein Blick auf den gesellschaftlichen Kontext, in der diese Forschung stattfindet, hilfreich. Die aktuellen gesellschaftlichen Prozesse in den USA, in der diese Forschungen vor allem angestrengt werden, sind gekennzeichnet von einer zunehmenden Individualisierung und Ausdifferenzierung nicht nur lesbischer und schwuler Lebensstile. Längst ist die Einheitlichkeit in der Erscheinung schwuler Männer der 70er und frühen 80er Jahre, gekennzeichnet durch z. B. Schnauzbart, Holzfällerhemden und Bluejeans, einer

Vielfalt von Dress- und Körpercodes, von verschiedenen Vorlieben und neuen Lebensentwürfen gewichen. Im Unterschied zu den 70ern und 80ern bezeichnen sich viele junge Frauen und Männer der nachwachsenden Generationen, die durchaus selbstbewußt ihre gleichgeschlechtlichen sexuellen Wünsche ausleben, nicht als lesbisch oder schwul. Sie lehnen Etikettierungen wie *gay or straight*, schwul, lesbisch oder hetero, als Beschränkungen und Einengungen, als – nach ihrem Selbstverständnis – ein »Identitätsgefängnis« ab.

Zugleich zersplitterte die sich vormals als politische Einheit verstehende Gay-Community in eine Vielzahl von Einzel-, Gruppen- und Koalitionsinteressen. Dazu zählen ethnische wie schwarze, weiße, hispanische, chinesische und thailändische Lesben- und Schwulenorganisationen, religiöse, wie jüdische, muslimische, katholische und protestantische oder freizeit- und sportorientierte wie Chöre, Schwimmer oder Biker. All diese Gruppen und Zusammenschlüsse haben wenig miteinander zu tun.

Dieser fortwährende und grundlegende Veränderungsprozeß bewirkt kollektive Verunsicherungen in der Gesellschaft, wie auch bei Lesben und Schwulen selbst. Als mehr oder weniger bewußte Reaktion auf diese Verunsicherungen reagieren Biomediziner mit dem Versprechen auf einen Wiedergewinn von sicheren Identitäten. In diesen biomedizinischen Untersuchungen lassen sich drei Ebenen der Argumentationsführung unterscheiden: eine auf das Individuum, eine auf das Kollektiv und eine auf die Gesamtgesellschaft bezogene.

Auf der *individuellen Ebene* sieht z.B. der Bioethiker Timothy Murphy einen wesentlichen Nutzen der biomedizinischen Untersuchungen darin, daß sich »die Menschen sicherer in ihren Identitäten fühlen, wenn sie ein und für allemal als schwul oder »normal« gekennzeichnet würden«³ (Murphy 1997: 164) Und er fügt hinzu: »Manche Menschen sind gegenüber der Homoerotik positiver eingestellt, wenn sie glauben, daß es »biologisch« ist; das ist für sie so, als wäre es eine unausweichliche Schicksalhaftigkeit der Natur.« (Ebda: 179) Biologie als Schicksal! Hier wird davon ausgegangen, biomedizinische Forschung könne zum einen lesbische und schwule Identitäten stärken und zum anderen jene schmerzvollen Erfahrungen der Selbstdefinition und des Coming-Out erleichtern. Ähnlich der Hirnforscher Simon Le Vay, wenn er schreibt: »Die Biologie bestärkt Schwule darin, was sie über sich selbst wissen: Daß ihre Homosexualität (...) Bestandteil, definierender Aspekt ihres Seins ist und daß jeder Angriff auf ihre Homosexualität nicht nur einer auf ihr Verhalten, ihre Rechte und ihren Stolz ist, sondern auf sie selbst.« (Le Vay 1996: 295) Das homosexuelle Selbst gerät so in Abhängigkeit der biologischen

Deutung, was im Umkehrschluß auch bedeutet: Jede Kritik, jeder Zweifel an der Biologie wird als eine Kritik und als Zweifel, ja sogar Anschlag auf die Homosexuellen selbst gewertet. Dies kann als Versuch der Wissenschaftler verstanden werden, jede Kritik an ihrer Forschung zugleich als Angriff auf die Homosexuellen umzudeuten.

Selbst für die Eltern Homosexueller verspricht Le Vay positive Effekte der biologischen Deutungen: »Wenn Menschen mit einem einfachen Test als schwul oder »normal« zu identifizieren sind, können sich Eltern von jeder Schuld freisprechen, in dem Sinne, daß sie keinen Fehler in ihrer Erziehung gemacht haben, weil ihre Kinder schwul sind. Sie können dann zu der Einsicht kommen, daß die sexuelle Orientierung ihrer Kinder Teil eines natürlichen Lotteriespiels ist und sie ihre elterlichen Pflichten nicht vernachlässigt haben.« (Murphy 1997: 163f) Nicht nur die Eltern sollen mit biologischen Theorien von ihren Selbstvorwürfen entlastet werden, sondern auch die Lesben und Schwulen selbst, denn er schreibt weiter: »(...) biologische Forschung zeigt, daß Schwulsein ein natürliches Verhalten ist und demzufolge etwas, das man akzeptieren kann bei sich oder anderen Menschen.« (Le Vay, zit. n. Murphy 1997: 165)

Die Erhöhung der Selbstakzeptanz durch eine quasi Selbstentschuldigung für das gesellschaftlich stigmatisierte Verhalten Homosexueller soll auch durch den »Natürlichkeitsdiskurs« erreicht werden. Hier dient die Biologie als Rechtfertigung. Doch eine Schuldfrage ist bekanntermaßen immer eine moralische. Schuld ist man nur an vermeintlichen Fehlern und das Sich-Einlassen auf die Schuldfrage bedeutet eine – wenn auch uneingestandene – Zustimmung zum gesellschaftlichen Vorurteil, nach dem homosexuelle Lebensweise eine »unmoralische«, »erklärungsbedürftige« oder »minderwertige« sei. Außerdem ist die von den Forschern beschriebene Schaffung von Identität durch biologische Befunde kurzschlüssig, denn Identität stellt sich nicht durch Biologie her, sondern durch psychische Verarbeitung und soziales Handeln im Alltag.

Auf der zweiten, *kollektiven Ebene*, der Gay-Community, der lesbisch-schwulen Gemeinschaft, versprechen sich Biomediziner zwei Effekte. Im Unterschied zu anderen Ländern setzt sich die Bevölkerung der USA aus zahlreichen, oft klar abgegrenzten vielfältigen Minoritäten zusammen. Die staatliche Anerkennung von Minderheiteninteressen und -kulturen ist ein Eingeständnis von sozialen Ungleichheiten und somit systematischen Benachteiligungen bestimmter Gruppen der Gesellschaft. Die staatliche Anerkennung eines Minderheitenstatus hat spezifische Maßnahmen zur Folge, die diese Benachteiligungen abbauen helfen sollen. Deshalb ringen auch die Homosexuellen in den USA um die Anerkennung als Status

einer Minderheit. Die Anerkennung als eigene Minderheit, neben ethnischen, nationalen, religiösen etc., hat jedoch zur Voraussetzung eine sogenannte »immutable class« zu sein, eine unveränderliche, einheitliche und geschlossene Gruppe von Menschen, mit klar abgrenzbaren, vom Staat als schützenswert erachteten Eigenschaften. Um den Status der »Unveränderlichkeit« zu erreichen, argumentiert z.B. der Bioethiker Murphy: »Wie Rasse und Geschlecht hat sexuelle Orientierung ein soziale Dauerhaftigkeit – eine Unveränderlichkeit – ungeachtet aller möglichen Interventionen und therapeutischen Entwicklungen.« (Murphy 1997: 186) Die Behauptung von der Unveränderlichkeit der Homosexualität wird als Ziel einer biologischen Argumentation begriffen und die Veröffentlichung immer neuer vermeintlicher Beweise als Strategie dafür verfolgt.

Wird mit der Behauptung einer biologischen Anlage einerseits von Biomedizinern versucht, die Homosexuellen als eine feste, einheitliche Gruppe darzustellen, wird andererseits zugleich entgegen der bereits beschriebenen Entwicklung der zunehmenden Ausdifferenzierung schwuler Lebensstile mittels biologischer Forschung versucht, die verlorengegangene Gay-Community wiederherzustellen, weil Biologie: »dazu beiträgt, die Identität von Lesben und Schwulen als abgegrenzte Gruppe innerhalb der gesamten Gesellschaft zu stärken« (Le Vay 1996: 284). Im Gegenzug zur Ausdifferenzierung schwuler und lesbischer Lebensstile in sehr unterschiedlich gelebte Homosexualitäten und als Reaktion auf die Auflösung der Gay-Community in Einzelgruppen soll offensichtlich Biologie Einheit wiederherstellen.

In der Wiederherstellung einer kollektiven Einheit der verlorengegangenen Gay-Community und die staatliche Anerkennung als »immutable class« sind die direkten Versprechen und Ziele einer biomedizinischen Argumentation auf der kollektiven Ebene zu sehen. Hinter dieser Einheitshoffnung verbirgt sich auch die Angst vor dem Verschwinden individueller wie kollektiver lesbischer und schwuler Identitäten in Reaktion auf junge Frauen und Männer, die es ablehnen, sich als das eine oder andere zu bezeichnen.

Auf der *gesellschaftlichen Ebene* geht es vor allem um das Versprechen, daß von den Homosexuellen keine Gefahr ausgeht. Biomedizinische Forscher erhoffen sich folgende, die Konflikte mit der heterosexuellen Mehrheit befriedende Wirkung von der populären Rezeption ihrer Arbeiten: So ist z.B. Simon Vay der Überzeugung, »daß Naturwissenschaft dazu beiträgt, das Verhältnis zwischen »Normalen« und Schwulen zu verbessern, einfach indem es den Status der Schwulen als naturwissenschaftliche Kategorie des Menschen betont.« (Le Vay 1996: 295) Und

weiter: »Normale« Menschen dürften sich in Gegenwart von Schwulen wohler fühlen, und umgekehrt, wenn sie denken, daß sie sich durch objektivierbare Merkmale von ihnen unterscheiden und nicht ihre schmutzigen Vorstellungen, auf das ihnen unbekannte sexuelle Verhalten projizieren müssen.« (Ebd.) Die Reinigung des Homosexuellen von den »schmutzigen Sexualpraktiken« und die biologisch begründete Abgrenzung der Homosexuellen von den Heterosexuellen sind Zurichtungen der Homosexualität und Versicherungen der Gesellschaft gegenüber, daß sich Homosexualität deshalb nicht ausbreiten könnte, weil sie »in den Genen und den Körpern stecke«. Der/die Homosexuelle bleiben die biologisch begründet anderen. Die Harmlosigkeit oder Ungefährlichkeit der Homosexuellen und ihre Definition als biologisch Andere sind in den Augen der Biomediziner die unabdingbaren Voraussetzungen für deren Anerkennung als »immutable class« durch den Staat.

Und genau diese Versprechen sind ein wesentlicher Grund dafür, daß die renommiertesten wissenschaftlichen Zeitschriften Raum für die Veröffentlichung dieser Untersuchungen zur Verfügung stellen. Und auch der Grund dafür, daß die internationale Presse neue biologische Deutungen der Homosexualität bereitwillig in die Schlagzeilen bringt, dürfte hier zu suchen sein.

Mit diesen Versprechen auf den genannten drei Ebenen empfehlen sich die Biowissenschaften als Leitwissenschaften für die Interpretation all jener Probleme, die im Zusammenhang mit Homosexualität in einer Gesellschaft auftreten. Die Definition der Homosexualität als biologische Kategorie, kann jedoch weder den Coming-Out Prozeß ersetzen oder das Stigma-Management erleichtern, noch eine politisch agierende Gay-Community als Einheit wiederherstellen oder gar die Widersprüche und Schwierigkeiten, die die amerikanische oder andere Gesellschaften mit homosexuellen Minderheiten hat, lösen.

3. *Die biomedizinische Beschäftigung mit Homosexualität: Rückfall, Verlust und Gefahr*

3.1 *Rückfall*

Der eingangs aufgezeigte Deutungsrahmen biomedizinischer Forschung über Homosexualität – Heterosexualität, Reproduktion, Zweigeschlechtlichkeit und Natürlichkeit – wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert geprägt und bis in die Gegenwart nicht überwunden. Auch die Forschungsansätze, die nach den körperlichen Differenzen zwischen Homo- und Heterosexuellen suchende Ursachenforschung ist geblieben, wie auch der zentrale Leitsatz gilt, wonach der homosexuelle Mann ein Mann mit

weiblichen Eigenschaften sei, und die homosexuellen Frau, eine mit männlichen Eigenschaften sei. Homosexualität stellt sich noch immer nur über die biologische Abweichung, über defizitär ausfallende Vergleiche mit Heterosexuellen her. Insofern ist das gegenwärtige Wiederaufgreifen biomedizinischer Forschungen auch als ein wissenschaftlicher Rückfall zu bezeichnen. Allein im Festhalten an diesen Theoremen ignoriert biomedizinische Forschung die immensen Erkenntnisse der Psychologie, Psychoanalyse und vor allem der Sozialwissenschaften der letzten 50 Jahre. Die meist marginalen Bemerkungen einiger Sexualbiologen von einer sozialen Modifikation biologischer Anlagen sind eher ein Zugeständnis an den Zeitgeist und können diesen Reduktionismus nicht kaschieren. Oft verteidigen die Anhänger biologischer Erklärungen der Homosexualität ihren Ansatz in dem sie ein simples wie unzutreffendes Freund-Feind-Schema konstruieren, wie etwa das folgende: »Naturwissenschaftliche Forschung über die *Ursachen* der Homosexualität spielt zwar eine geringe Rolle bei der Befreiung der Homosexuellen, dennoch ist festzustellen, daß fast alle die Anhänger psychodynamischer, [d.h. psychoanalytischer, R.H.] und sozialer Theorien Gegner der Befreiung der Homosexuellen sind, und jene, die für die Freiheiten Homosexueller plädieren, neigen eher zu genetischen oder anderen biologischen Theorien.« (Le Vay 1996: 228f.) Wissenschaftliche Kritik oder gegensätzliche Auffassungen werden schlicht als politische Gegnerschaft diffamiert. Annahmen, Hypothesen und Theorien über kulturelle, soziale und psychische Prozesse sind sehr verschieden. Ausdruck dafür ist beispielsweise die Essentialismus-Konstruktivismus-Dabatte der 80er und frühen 90er Jahre, in der – vereinfacht ausgedrückt – eine auf der biomedizinischen Denkrichtung basierende Historisierung der Homosexualität einer sozial-historischen Deutung der Transformation gleichgeschlechtlichen Begehrens in homosexuelle Identitäten gegenüberstand. Heute hingegen dient der konstruktivistische Ansatz den Sexualbiologen als Feindbild schlechthin. So behauptet Murphy in einer offenbar bewußten Missinterpretation: »Sozial-konstruktivistische Ansätze über erotische Interessen – Ansätze also, die davon ausgehen, daß sich Menschen in verschiedene sexuelle Rollen hinein entwickeln könnten – erhalten mindestens genauso viele Hoffnungen [auf Therapie wie biologische Theorien, R.H.], insofern sie davon ausgehen, daß die sexuellen Wünsche der Menschen ein weißes Blatt wären, auf das sich soziale Formen einschreiben. Diese Art der Auffassung von Passivität und Veränderlichkeit über erotische Wünsche sind der fruchtbare Boden für die Verfechter der Therapien von sexueller Orientierung.« (Murphy 1997: 91) Murphy benutzt hier die Metaphorik sexueller Klischees von Weiblichkeit –, die Passivität, die

Veränderlichkeit und die (Un-)Fruchtbarkeit –, die häufig auch homosexuellen Männern zugeschrieben werden, um seine wissenschaftlichen Gegner zu denunzieren.

3.2 *Verlust*

Die in nahezu allen Arbeiten enthaltene Annahme von nur zwei »objektiven Kategorien«, das Vorhandensein einer homosexuellen Anlage oder nicht, läßt nur eine Zweiteilung in Homosexuelle und Heterosexuelle zu. Doch die, wie spätestens seit Kinsey bekannt ist, wohl von vielen Menschen kürzer oder länger gelebten homosexuellen Perioden ihrer Biographie, die jenseits fester Identitätsschemata liegen, werden völlig ignoriert, ebenso wie die aktuelle Tendenz junger Menschen homosexuell zu leben, ohne sich als solche zu bezeichnen. Biologische Deutungen der Homosexualität zwingen homosexuelle Wünsche einerseits in ein simples »Entweder-Oder-Schema« und blenden andererseits all jene Aspekte von Lebensstilveränderung und Sinnggebung Homosexueller aus, indem sie auf das ständig gleiche verweist: die Biologie der Ursachen und Differenzen. Die Annahme einer unveränderlichen Natürlichkeit legt nahe, daß jene sich ständig vollziehenden sozialen Veränderungen eine Wiederkehr eines nur biologisch deutbaren Gleichen sind; und genau hierin besteht ein Verlust.

Auch der gesellschaftliche Umgang mit Homosexualität, der durch biologische Deutungen »verbessert« werden soll, wird ebenso verkürzt, wie die Ursachensuche selbst. Wenn auch die erwünschte Wirkung der Forschungen ist, Antihomosexualität in der Gesellschaft abzubauen, so ist der vorgeschlagene Weg die Aufklärung der Bevölkerung über die Biologie der Homosexualität: »Ein beträchtlicher Anteil – vielleicht die Hälfte der Bevölkerung – hält daran fest, Homosexualität als nicht anderes als ein Verhalten zu sehen. Und genau in dieser Gruppe ist die meiste Homophobie [Homosexuellenfeindlichkeit, R.H.] vorhanden und der stärkste Widerstand gegen Zugeständnisse von Zivilrechten zum Schutz der Homosexuellen« (Le Vay 1996: 285). Simon Le Vay geht also von der irrigen Prämisse aus, wenn alle an die biologische Determination der Homosexualität glaubten, gebe es keine Antihomosexualität mehr. Hiermit verschließt er sich jedes wissenschaftlichen Verständnisses für die sozialen und politischen Ursachen von Antihomosexualität sowie einen Zugang zu Erkenntnissen der letzten 50 Jahre über Stigmatisierungsprozesse. Dieser Vorschlag suggeriert, man könne – um einen aktuellen Vergleich anzustellen – Ausländerfeindlichkeit oder Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland am besten mit der Aufklärung über

rassische Besonderheiten der Ausländer oder Juden bekämpfen. Die Biologisierung der Homosexualität gleicht einem solchen Rassismus.

3.3 Gefahr

Biomedizinische Forschungen über Homosexualität sind nicht ohne Geschichte, auch die Indienstnahme ihrer Ergebnisse nicht. (Herrn 1995) In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden die Ergebnisse in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Bewertungen einmal als degenerative pathologische Erscheinung, ein anderes mal als defizitäre Natürlichkeit interpretiert. Alle diese Ergebnisse wurden jedoch für die Entwicklung therapeutischer Eingriffe benutzt, seien es Hodenüberpflanzungen in den Jahren zwischen 1917 und 1923, seien es Hormonimplantationen an homosexuellen KZ-Häftlingen oder seien es Kastrationen Homosexueller in der Zeit des Nationalsozialismus. Nicht zu vergessen die hirneingrifflichen Eingriffe mit massiven Persönlichkeitsverstümmelungen Homosexueller in den sechziger und siebziger Jahren in der Bundesrepublik Deutschland (Sigusch 1977). Diese Indienstnahme fand in der eugenischen Bevölkerungspolitik der Nationalsozialisten als biomedizinisches Verfolgungsinstrument ihren Höhepunkt. Durch dieses Wissen um die verhängnisvolle Tradition waren biomedizinische Forschungen bis in die achtziger Jahre hinein bei Homosexuellen weitgehend diskreditiert. Erst mit der erneuten Aufwertung der Naturwissenschaften gegenüber den Sozialwissenschaften und Geisteswissenschaften in den achtziger Jahren, den die Genetikerin Ruth Hubbard »Backlash« nennt (Hubbard/Wald 1999), begann eine erneute Diskussion biologischer Deutungen menschlichen Verhaltens. Mit dem Aufschwung der Molekulargenetik und insbesondere dem »Human Genom Project« entstanden Spekulationen und Heilsversprechen über neue Diagnostiken und Therapiemöglichkeiten. Nun begann erneut die Suche nach den biologischen Ursachen sozialer Phänomene, so auch der Homosexualität. Über die sich aus ihren Untersuchungen ergebenden praktisch-therapeutischen Folgen sind sich jene Biomediziner nur zum Teil bewußt. Die potentiellen Gefahren, die sich aus den Anwendungen ihrer Forschungen ergeben, werden mit dem Verweis auf die stabilen Demokratien westlicher Gesellschaften, in denen Forschungsergebnisse kaum mißbraucht werden würden, bagatellisiert. Diese Blindheit gegenüber den Folgewirkungen wird in der folgenden Passage, wiederum von Simon Le Vay, besonders deutlich: »Ich bin überzeugt, daß die meisten der zeitgenössischen Sexologen zu aller erst von intellektueller Neugier getrieben werden und nicht von den möglichen Konsequenzen, die sich aus ihren Forschungen ergeben. (...)

Unterschiede hinsichtlich Geschlecht und sexueller Orientierung sind bedeutende Aspekte menschlicher Vielfalt, sie sind es wert untersucht zu werden, ohne Rücksicht darauf, welcher angenommene Nutzen oder welches Leid diese Forschungen nach sich ziehen können« (Le Vay 1996: 284). Nach dieser Auffassung sind durch diese Forschungen verursachtes Leid oder mögliche weitere negative Folgen durch das Forschungsinteresse entschuldbar. Es zeigt sich hier eine Überhebung des Forschers, der die wissenschaftliche Neugier und gut gemeinte Absichten über potenzielles menschliches Leid stellt.

Ausgehend von verschiedenen Ansätzen über die biologischen Ursachen der Homosexualität werden gegenwärtig von Biomedizinern in den USA eine Reihe von medizinischen Manipulationen als mögliche Anwendungsfelder ihrer Forschungen diskutiert, die offen legen, welches Gefahrenpotential von diesen Diskussionen ausgehen kann.

Auf dem Feld der vorgeburtlichen Gendiagnose beispielsweise haben einige der Autoren keine Bedenken, genchirurgische Eingriffe bei Föten durchzuführen. Auch befürworten einige eine sich aus einer entsprechenden Diagnose ergebende Abtreibung, sofern es die Mutter bzw. die Eltern wünschen und diese über mögliche Risiken aufgeklärt worden sind. Die folgende, von dem Bioethiker Timothy Murphy geäußerte Meinung – »Nichtsdestoweniger möchte ich am Recht der Eltern festhalten, pränatale Techniken zu nutzen, Abtreibung eingeschlossen, um zu vermeiden, ein schwules Kind zu bekommen. Vorausgesetzt, daß diese Techniken sicher und wirksam sind und daß sie das Interesse des Kindes nicht beschädigen.« (Murphy 1997: 134) – wird in ihrer Konsequenz von Simon Le Vay noch übertroffen. Der Neuroanatom Vay propagiert eine sogenannte demokratische Eugenik: »Indem wir Eltern diese Wahl an die Hand geben, werden wir eine neue Eugenik einführen, eine demokratische ›do-it-yourself‹-Eugenik, die das Übel der Vergangenheit vermeiden wird.« (Le Vay 1996: 271) Das Übel der Vergangenheit, welches er meint, ist die Euthanasie und Massenvernichtung sogenannten »unwerten Lebens«. Der diesem Vorschlag zugrunde liegende Begriff von Demokratie kann nur als naiv und letztendlich gefährlich bezeichnet werden. Denn die »do-it-yourself«-Eugenik überantwortet es dem Einzelnen zu entscheiden, was gute und wünschenswerte bzw. schlechte und unerwünschte Eigenschaften von Nachkommen sind. Zu welcher Kategorie Homosexualität gehören würde, läßt sich leicht erahnen.

Im Hinblick auf eine Therapie Homosexueller lassen sich folgende Positionen zu finden: Obwohl bis heute weder eine biologische Anlage für Homosexualität nachgewiesen wurde, noch eine entsprechende »Verursachungs-Substanz« im Körper gefunden ist, spekulieren einige

Autoren über den Fall, was wäre, wenn diese Substanz gefunden würde, und welche therapeutischen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen wären. Dazu wiederum Simon Le Vay: »Ich glaube auch nicht, daß es rechtliche Verbote für die Anwendung genetischer oder neurochirurgischer Techniken zur Änderung der sexuellen Orientierung geben sollte, sofern sie irgendwann verfügbar sein werden. Gewiß sollte es Regelungen geben, daß solche Verfahren sicher und wirksam sind: Das Desaster und die Enttäuschung der Vergangenheit machen das eindrücklich klar.« (Le Vay 1996: 286) Wie sich anhand der Geschichte belegen läßt, meint dieses Desaster Hirnverstümmelungen oder Kastrationen bei Homosexuellen, und die Enttäuschung meint Persönlichkeitsdeformationen.

Biologische Forschungen halten, so paradox es klingen mag, bei jenen Menschen, die ihre Homosexualität nicht annehmen können, die Wünsche und Hoffnungen nach Therapie immer mit aufrecht. Trotzdem haben einige Biomediziner wiederum keine generellen Einwände gegen eine Therapie der Homosexualität, allein die Enttäuschung über die Wirkungslosigkeit und die Effektivität sind ausschlaggebende Kriterien für deren Umsetzung. Die Frage für jene Biomediziner ist also nicht, ob Prävention oder therapeutische Eingriffe bei Homosexualität erlaubt sind, sondern allein was ihrer Meinung nach die Voraussetzungen für ihre Umsetzung sein sollten. Und hier lassen sich angeben:

- der Wunsch der Eltern oder des betreffenden Homosexuellen nach Abtreibung oder Therapie,
- die Wirksamkeit, mit der die sexuelle Orientierung geändert werden kann und
- die Sicherheit der Durchführung der entsprechenden Manipulation.

Diese Positionen im Hinblick auf die therapeutischen Konsequenzen läßt sich keineswegs für alle Vertreter dieser Forschungsrichtung behaupten. Die Kritik an den biomedizinischen Forschungen zur Homosexualität, wie sie hier in den Dimensionen »Rückfall«, »Verlust« und »Gefahr« vorgebracht wurden, wird in der Regel bei den Wissenschaftlern mißverständlich oder fehlinterpretiert aufgenommen. Die Biomediziner wähnen sich ausdrücklich nicht nur als Helfende auf der Seite der Homosexuellen, sondern sie sind häufig selbst homosexuell. »Viele dieser biologisch orientierten Forscher sind tatsächlich selbst schwul (...). Aber auch unter jenen, die nicht schwul sind, ist die große Mehrheit durchaus schwulenfreundlich, unterstützend gegenüber den Rechten der Schwulen und so weiter.« (Murphy 1997: 283) Die Tatsache, daß die Forschenden selbst Lesben und Schwule sind, soll ihre Forschungen legitimieren, wie im nachfolgenden Zitat deutlich wird: »Biologische Forschung ist ganz auf der Seite der Schwulen in ihrer Suche nach einer objektiven Identität

und daran, den Blick zu wenden von dem ›was wir tun‹ auf das ›was wir sind‹.« (Le Vay 1996: 286)

Eine deutlich davon abgegrenzte Position im Hinblick auf die Verwertung seiner Forschungsergebnisse formuliert Dean Hamer, Autor einer Chromosomen-Studie: Ihm zufolge gilt es zu verhindern, daß die medizinische Indienstnahme von Ergebnissen biologischer Forschung für diagnostische Verfahren und therapeutische Eingriffe dem Selbstlauf zu überlassen bleiben. Hamer stellt sich explizit der Verantwortung, indem er schreibt: »(...) wenn ich eine Verbindung zwischen Genen und der sexuellen Orientierung entdeckt habe, bin ich für die Ergebnisse verantwortlich, und ich empfinde eine tiefe Verpflichtung, alles in meiner Macht liegende zu tun, daß die Ergebnisse nicht mißbraucht werden.« (Hamer/Copeland 1994:216) Hierzu schlägt Hamer, der nach meiner Kenntnis einer der wenigen Biomediziner ist, der sich überhaupt zum Thema Mißbrauch äußert, drei Möglichkeiten vor:

- Aufklärung über die Gefahren des Tests oder der Gentherapie,
- Entwicklung von Richtlinien zur ethischen Umsetzung genetischer Forschung sowie
- Schutz vor kommerzieller Anwendung durch Patentanmeldung und somit Kontrolle über die praktische Anwendung. (Hamer/Copeland 1994: 218f)

Die offensichtliche Realitätsferne und Wirkungslosigkeit dieser Vorschläge vor dem Hintergrund übermächtiger politischer und wirtschaftlicher Interessen konnte der Wissenschaftsjournalist Chandler Burr (1999) aufzeigen. Er prüfte diese Vorschläge anhand von Interviews mit Vertretern einiger jener Institutionen, die in den USA für die Entwicklung und Anwendung von Gentests zuständig sind. Im Ergebnis gab es kaum Vorbehalte gegen die Entwicklung und Bereitstellung derartiger Gentests und auch die interviewten Mediziner, die in den USA pränatale Diagnostik durchführen, äußerten keine Bedenken gegen einen solchen Test, sofern er von den schwangeren Frauen bzw. von den Eltern gewünscht würde. Daß darüber hinaus vitale wirtschaftliche und politische Interessen an solchen Tests existieren, wurde auch von militärischen Einrichtungen wie auch von Versicherungsgesellschaften signalisiert. Für das Militär in den USA ist Homosexualität ein Entlassungsgrund und die Versicherungsgesellschaften wollen das Aids-Risiko homosexueller Männer ausschließen.

An einem historischen Beispiel möchte ich die aufgezeigten Verwicklungen der biologischen Forschung abschließend nochmals illustrieren: Magnus Hirschfeld, 1897 Mit-Initiator der ersten Homosexuellenorganisation, aufklärerischer Eugeniker, Mit-Begründer der Sexualwissenschaft

und des gleichnamigen Instituts, trat ebenfalls mit biomedizinischen Forschungen, getreu dem Motto: »per scientiam ad justitiam« – »durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit« für emanzipatorische Ziele Homosexueller ein. Als sich aus Hirschfelds genetisch-hormonellen Deutung der Homosexualität therapeutische Konsequenzen ergaben, konnte er sich nicht enthalten, einige seiner homosexuellen Patienten zur Transplantation von vermeintlich heterosexuellen Hoden zu überweisen. Die Rolle Hirschfelds, die sich aus diesem Widerspruch ergab, hat Gunter Schmidt (1984) mit »Helfer und Verfolger« treffend charakterisiert. Hirschfeld wurde von den Nazis als gefährlicher Sittenverderber denunziert und verfolgt, seines Lebenswerkes und Eigentums beraubt und ins Exil getrieben, wo er 1935 starb. Biologische Deutungen der Homosexualität wurden von den Nazis im eugenischen Diskurs instrumentalisiert, so daß von einem Kritiker heute Hirschfeld in ahistorischer Weise als Wegbereiter der NS-Verfolgung Homosexueller gebrandmarkt wird. (Kratz 2000)

Biomedizinische Forschung nach den Ursachen der Homosexualität muß die therapeutische Umsetzung und gesellschaftlichen Konsequenzen ihrer Ergebnisse mit bedenken, eine Selbstverständlichkeit, die offenbar als solche vielfach nicht wahrgenommen wird. Biomediziner können sich heute nicht damit rechtfertigen, die potentiellen Gefahren, die sich aus ihren Forschungen ergeben, seien nicht abzuschätzen. Sie sind für jegliche Konsequenz verantwortlich. Biologisches Denken versucht Homosexualität als natürliche Kategorie zu erschaffen und läuft dabei Gefahr, Homosexuelle auszulöschen.

Korrespondenzadresse:

Dr. Rainer Herrn

Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft

Chodowieckistraße 41

10405 Berlin

e-mail: rainerherrn@gmx.de

Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag »The biological redefinition of homosexuality« anlässlich der Jahrestagung der European Sexological Association am 1. Juli 2000 in Berlin. Für die kritischen Hinweise bei der Erarbeitung des Manuskriptes danke ich Robert Kohler.
- 2 Einen Überblick über die Ursprünge, Entwicklungen und Ausdifferenzierungen biologischer Deutungen der Homosexualität wie auch profunde Kritiken an den einzelnen Ansätzen finden sich in DeCecco/Parker 1995.
- 3 Die Übersetzungen der Zitate aus dem Englischen wurden vom Autor selbst besorgt.

Literatur

- Bagemihl, Bruce: Sexual Exuberance. Animal Homosexuality and Natural Diversity. New York 1999
- Bailey, Michael J./Pillard, Richard C.: A Genetic Study of Male Sexual Orientation. Archives of General Psychiatry 48: 1089-1096 (1991)
- Burr, Chandler: A Separate Creation. The Search for the Biological Origins of Sexual Orientation. Collingdale/Pennsylvania 1999
- DeCecco, John P./Parker, David A. (Ed.): Sex, Cells and Same-Sex Desire. The Biology of Sexual Preference. New York 1995
- Hall, J.A.Y./Kimura, D.: Dermatoglyphic Assymetry and Sexual Orientation in Men. Behavioral Neuroscience 108: 1203-1206 (1994)
- Hamer, Dean/Copeland, Peter: The Science of Desire. The Search for a Gay Gene and Biology of Behavior. New York 1994
- Hamer, Dean/Hu, Stella/Magnuson, Victoria L./Hu, Na/Pattatucci, Angela M. L.: A Linkage Between DNA Markers on the X Chromosome and Male Sexual Orientation, in: Science 261: 321-327 (1993)
- Herrn, Rainer: On the History of biological Theories of Homosexuality, in: DeCecco/Parker 1995: 31-57
- Hubbard, Ruth/Wald, Elijah: Exploding the Gene Myth. Boston 1999
- Kratz, Peter: Der Streicher des Sex, in: Konkret 4: 60-61 (2000)
- Le Vay, Simon: Queer Science. The Use and Abuse of Research into Homosexuality. Cambridge, Massachusetts 1996
- Murphy, Timothy: Gay Science. The Ethics Of Sexual Orientation Research. New York 1997
- Schmidt, Gunter: Helfer und Verfolger. Die Rolle von Wissenschaft und Medizin in der Homosexuellenfrage, in: Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, 3: 21-33 (1984)
- Sigusch, Volkmar: Medizinische Experimente am Menschen. Das Beispiel Psychochirurgie. Jahrbuch für kritische Medizin 1977, Beilage zu AS 17
- Sommer, Volker: Wider die Natur? Homosexualität und Evolution. München 1990
- Weinrich, James: A New Sociobiological Theory of Homosexuality Applicable to Societies with Universal Marriage. Ethology and Behavior, 8: 37-47 (1987)
- Weinrich, James: Sexual Landscape: Why We Are What We Are, Why We Love Whom We Love. New York 1987
- Williams, Terrance J. et al.: Finger-length Ratios and Sexual Orientation. Measuring People's Finger Patterns May Reveal Some Surprising Information. Nature 404: 455 (2000)